

Ein Sommertag
mit Rainer Maria Rilke

Ein Sommertag mit Rainer Maria Rilke



Reclam

Der Verlag behält sich die Verwertung der urheberrechtlich geschützten Inhalte dieses Werkes für Zwecke des Text- und Data-Minings nach § 44b UrhG ausdrücklich vor. Jegliche unbefugte Nutzung ist ausgeschlossen.

RECLAMS UNIVERSAL-BIBLIOTHEK Nr. 14647

2025 Philipp Reclam jun. Verlag GmbH,

Siemensstraße 32, 71254 Ditzingen

info@reclam.de

Umschlaggestaltung: zero-media.net, München

Umschlagabbildung: Edward Henry Potthast (1857–1927),

»An der Küste« – Christie's Images / Bridgeman Images

Abbildung S. 6: IMAGO/UIG

Schmuckelemente: © shutterstock / Irina Zuny, Feodora_21

Druck und Bindung: Druckerei C.H. Beck,

Bergerstraße 3–5, 86720 Nördlingen

Printed in Germany 2025

RECLAM, UNIVERSAL-BIBLIOTHEK und

RECLAMS UNIVERSAL-BIBLIOTHEK sind eingetragene Marken

der Philipp Reclam jun. GmbH & Co. KG, Stuttgart

ISBN 978-3-15-014647-7

reclam. de



Inhalt



Durch den Sommer mit Rainer Maria Rilke	7
Vergnügen im Sonnenschein	11
Hitzige Leidenschaften	29
Zwischen Sturm und Wetterleuchten	41
Meeresrauschen und Sommerbrise	53
Die Fülle der heißen Jahreszeit	65
Laue Sommerabende	73
Verzeichnis der Texte und Druckvorlagen	87



Rainer Maria Rilke



Durch den Sommer mit Rainer Maria Rilke

Für Rainer Maria Rilke (1875–1926) galt der Sommer als Zeit des kreativen Schaffens und der Erholung. Eine seiner ersten Gedichtsammlungen, »Larenopfer« (1895), ist geprägt von freudigen Erinnerungen an sonnige Tage im Umland Prags. Hier erzählt Rilke von Bootsfahrten auf der Wolga, Parkspaziergängen im Sonnenschein und Eindrücken seiner vielen Reisen. Der Sommer ist für ihn aber auch eine Zeit, in der die Gefühle hochkochen, sich in Form von leidenschaftlichen, intimen Momenten Bahn brechen und die Sehnsucht zum Erliegen kommt. Daneben gibt es bei Rainer Maria Rilke Momente, in denen in trauter Zweisamkeit die Sommertage am Meer, auf dem Land oder zu Hause genossen werden. »Im Alltag tasten unsre Träume uns mühsam nach und sind in Mühn, wenn wir schon, schön wie junge Bäume, dem Sommerlos entgegenblühn.«

Der Sommer ist für den Dichter der Höhepunkt des Wachstums und der Fülle, in der die Natur ihre Schöpfungs-

kraft beweist: »Selbst wenn sich der Bauer sorgt und handelt, wo die Saat im Sommer sich verwandelt, reicht er niemals hin. Die Erde schenkt.«

Mit zunehmendem Alter Rilkes gewinnt diese Jahreszeit an ambivalenter Bedeutung. So zeigt sich in seinen Werken der Sommer von seiner unbarmherzigen Seite, oder Rilke lässt eine melancholische Akzeptanz erkennbar werden, dass diese strahlende Zeit auch vergehen muss: »Herr: es ist Zeit. Der Sommer war sehr groß.«

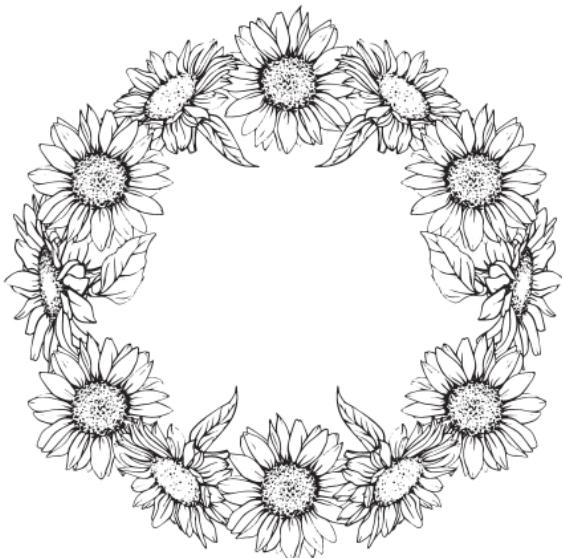
Rilke gelingt es, seiner Leserschaft den Sommer tiefgründig und allumfassend erfahrbar zu machen. Für ihn ist der Sommer mehr als eine Jahreszeit. Für ihn ist der Sommer ein Raum, in dem Emotionen, Sinnlichkeit, Wandel, Leben und Tod in einem ständigen Dialog stehen.



Die große Sonne ist versprüht,
Der Sommerabend liegt im Fieber,
Und seine heiße Wange glüht.
Jach seufzt er auf: »Ich möchte lieber ...«
Und wieder dann: »Ich bin so müd ...«

Die Büsche beten Litanei'n,
Glühwürmchen hangt, das regungslose,
Dort wie ein ewig Licht hinein;
Und eine kleine weiße Rose
Trägt einen roten Heil'genschein.

Sommerabend



Vergnügen im Sonnenschein

O rüste dich. Leg jeden Abend leise
von deinen Dingen eines in die Truhen.
Denn wenn wir eine weite Reise tuen,
soll alles dienen dieser weiten Reise.

Dir zur Feier

Sommer auf dem Barkenhoff

1898 lernte Rilke den Jugendstilkünstler Heinrich Vogeler (1872–1942) auf einer Reise nach Florenz kennen und verbrachte 1900 mehrere Wochen als Gast in dessen ausgebautem Bauernhaus Barkenhoff in Worpswede. In seiner Monographie »Worpswede« (1903) über die dortige Malerkolonie drückt Rilke neben seiner allgemeinen Einstellung gegenüber der Kunst auch seine Frustration über die ›Fans‹ seines Freundes aus.

In seinem Text möchte Rilke ein möglichst getreues Bild von Vogeler zeichnen, genau so, wie er ihn erlebte. Dafür nimmt er Bezug auf dessen Beziehung zu seinem musenhaf-ten Garten.

Über diesen Garten war ein sehr seltsamer Gärtner gekommen, ein Dichter, der in seinen Garten einen Gedicht-Anfang setzte, und es der Natur überließ, nachdem er den Rhythmus angedeutet, das Gedicht fortzuführen; und ein Maler, der, von dem wild wachsenden Gedicht angeregt, ein Bild schuf, darin es nachgebildet war und den dieses Bild, das er gemalt, wieder zu einem neuen Versuch anleitete, bei dem er wieder wirklich Gärtner wurde. Es ist schwer zu sagen, und man sucht umsonst Bilder dafür, anzuzeigen, was für eine Kette von Anregungen und Wechsel-Wirkungen diesen Garten mit Heinrich Vogelers Kunst verbindet. Seine Blätter und Bilder sind dorten weiter gewachsen, bis sie wieder Anlass zu neuen Bildern geworden sind, und seine Kunst hat, an diesen Garten und seine Fortschritte sich haltend, viele Entwickelungen durchgemacht, ganz von selbst, und nur, um den neuen und größeren An-

forderungen, die sie vor sich sah, gerecht zu werden. Es ist kein Zufall, dass bei den frühen und mittleren Arbeiten Heinrich Vogelers alles frühlinghaft wirkt; denn ein junger neuer Garten behält auch im Sommer jenes schlanke und schütttere Wesen, etwas Großmaschiges, und durch jede Masche sieht der Himmel durch. Später erst, als sein Garten dichter, seine Bäume größer und reifer und seine Blumen unzählbar geworden waren, konnte Heinrich Vogeler vom Sommer erzählen; und das war nun auch *sein* Sommer. Schon auf einigen Bildern aus dem vorigen Jahre sieht man das Bestreben, jeden Platz auf der Leinwand auszufüllen, durchzuarbeiten, Ding neben Ding zu setzen; – dichte Gebüsche und schwere Bäume mit dunklem Laubwerk, in das helle Früchte verflochten sind, treten an Stelle jener schlanken mädchenhaften Bäume, die man auf seinen Blättern zu sehen gewohnt ist, und zugleich lässt er die Radierung, die mit ihren Schärfen und Härten seinem neuen Bedürfnis nicht mehr entspricht, fallen und wartet, da es zu Bildern noch mancher Vorbereitung bedarf, auf ein neues Ausdrucks-Mittel. Das ergibt sich ihm in der holzschnittartigen Zeichnung, die er zuerst buchschmuckmäßig auf den Seiten der »Insel« anwandte, ehe er selbständige Blätter schuf, Blätter, die sich mit nichts vergleichen lassen und die zu den merkwürdigsten Dokumenten seiner Kunst gehören. Natürlich war es wieder sein Garten, welcher mit seiner wachsenden Fülle den ersten Anstoß zu diesem Fortschritt gab.

Sommer in der Stadt

In seinem einzigen Roman »Die Aufzeichnungen des Malte Laurids Brigge« (1910) berichtet Rainer Maria Rilke aus Sicht des 28-jährigen Malte in tagebuchartigen Fragmenten von dessen Erlebnissen in Paris.

11. September, rue Toullier.

So, also hierher kommen die Leute, um zu leben, ich würde eher meinen, es stürbe sich hier. Ich bin ausgewesen. Ich habe gesehen: Hospitäler. Ich habe einen Menschen gesehen, welcher schwankte und umsank. Die Leute versammelten sich um ihn, das ersparte mir den Rest. Ich habe eine schwangere Frau gesehen. Sie schob sich schwer an einer hohen, warmen Mauer entlang, nach der sie manchmal tastete, wie um sich zu überzeugen, ob sie noch da sei. Ja, sie war noch da. Dahinter? Ich suchte auf meinem Plan: Maison d'Accouchement. Gut. Man wird sie entbinden – man kann das. Weiter, rue Saint-Jacques, ein großes Gebäude mit einer Kuppel. Der Plan gab an Val-de-Grâce, Hôpital militaire. Das brauchte ich eigentlich nicht zu wissen, aber es schadet nicht. Die Gasse begann von allen Seiten zu riechen. Es roch, soviel sich unterscheiden ließ, nach Jodoform, nach dem Fett von Pommes frites, nach Angst. Alle Städte riechen im Sommer. Dann habe ich ein eigentlich starblindes Haus gesehen, es war im Plan nicht zu finden, aber über der Tür stand noch ziemlich leserlich: Asyle de nuit. Neben dem Eingang waren die Preise. Ich habe sie gelesen. Es war nicht teuer.

Und sonst? ein Kind in einem stehenden Kinderwagen: es war dick, grünlich und hatte einen deutlichen Ausschlag

auf der Stirn. Er heilte offenbar ab und tat nicht weh. Das Kind schlief, der Mund war offen, atmete Jodoform, Pommes frites, Angst. Das war nun mal so. Die Hauptsache war, dass man lebte. Das war die Hauptsache.

